Ulrich Johannes Schneider

Ordnung als Schema und als Operation

Die Bibliothek Herzog Augusts

1. Projekte und Effekte in der Wissenschaftsgeschichte

Ein Projekt der europäischen Moderne kann man darin sehen, Wissen zu ordnen, das Denken nicht mehr auf Ideen oder Begriffe zu lenken, sondern auf analysierbare Erfahrungen. Dieses Projekt ist mit Recht das Bacon-Projekt genannt worden, nach Francis Bacon, der mit seinem Plan einer *instauratio magna* 1605 das Wissen durch Induktion vermehren wollte, also durch die Arbeit des Erkennens. Bacon wollte das Wissen ordnen und hat es zu diesem Zweck erstmals eingehend klassifiziert. Modern heißt seit dieser Zeit, Ordnungen zu schaffen und Erkenntnisse zu organisieren.[1]

Wesentlich an dieser Verbindung von Wissen und Ordnung ist das Projektive: Wissen verändert sich, die Ordnungen desselben ebenfalls. Es werden Hypothesen entwickelt, der menschliche Geist testet die Natur und alles andere, was ihm Gegenstand werden kann. Das jedenfalls ist die Ideologie der Moderne: Wissen und Ordnen sind Formen des Tuns, des Be-Greifens im aktivischen Sinn. Die Vermehrung des Wissens bringt immer neue Taten mit sich, neues Wissen und neue Ordnungen, die unvermittelt an die

1 Die Rede vom Bacon-Projekt findet sich bei Lothar Schäfer, *Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur*, Frankfurt am Main 1993. Dieses Projekt bestehe »in der Verklammerung von Wissenschaft, Technologie und Allgemeinwohl, wobei die Klammer selbst in der durchgängigen praktischen Deutung (›works‹, ›operations‹) aller Sektoren – auch der Theorie – ausgewiesen wird.« (S. 96). Schäfer schreibt über Francis Bacon, dieser habe »wie kein anderer die Handlungsbezüge und Handlungselemente im modernen Konzept von Wissenschaft erkannt und zum Ausdruck gebracht« (S. 98). Vgl. Bacons Instauratio magna, Band 1: *The advancement of learning*, London 1605. Von dem in der zweiten Auflage auf 6 Bände angelegten Werk sind nur drei erschienen, die allerdings bekannt und einflußreich wurden: Band 1: *De dignitate et augmentis scientiarum* (1623), Band 2: *Novum organum* (1620), Band 3.1: *Historia naturalis et experimentalis* (1622), Band 3.2: *Silva silvarum* (1627).

Stelle der alten treten, die eben noch galten. Keine Wissenschaftsgeschichte ist frei von dieser Ideologie, und noch Thomas S. Kuhn, der die wissenschaftliche Revolution durch »Neuerung« als komplexen Prozeß anschaulich gemacht hat, thematisiert ein Denken, das als revidierbares Projekt und also mit dem Anspruch auf Veränderung auftritt.[2]

Michel Foucault ist nicht der erste, der das Bacon-Projekt zu revidieren versucht. Es gab eine ganze Reihe von Philosophie- und Wissenschaftshistorikern vor ihm, die darauf zurückgingen: Wilhelm Dilthey (*Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert*, 1892), Ernst Cassirer (*Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*, 3 Bände, 1906-1920), Arthur Oncken Lovejoy (*Die große Kette der Wesen*, 1936), Paul Hazard (*Die Krise des europäischen Geistes 1680-1715*, 1935, und *Die Herrschaft der Vernunft. Das europäische Denken im 18. Jahrhundert*, 1946) oder Hans Blumenberg (*Die Legitimität der Neuzeit*, 1966) wären ebenso zu nennen wie Alexandre Koyré (*Etudes galiléennes*, 1939), Eduard Jan Dijksterhuis (*Die Mechanisierung des Weltbildes*, 1950) oder Thomas S. Kuhn (*Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 1962). Diese und viele andere haben unter allgemeinen Perspektiven die tatsächliche Umsetzung des »Bacon-Projekts« zu beschreiben versucht. Was Foucault von diesen Problematisierungen unterscheidet, ist sein Verzicht auf Vorausannahmen bezüglich der Rationalisierung des Denkens im 17. und 18. Jahrhundert oder aber zumindest die Absicht, ohne geschichtswirksame Intentionen individueller oder kollektiver Art auszukommen. Bei Foucault gibt es nicht einmal in Ansätzen so etwas wie »Aufklärer« oder »Wissenschaftler« bzw. »Aufklärungsdenken« oder »Wissenschaftlichkeit«, wenn es um die Beschreibung der Durchsetzung von Ordnungen im Wissen und Denken geht. Statt dessen benutzt er selbstdefinierte Begriffe wie »Archiv« oder »Dispositiv«, um historische Strukturen zu bestimmen, die einerseits relativ stabil und andererseits in sich dynamisch sind.

Foucault geht nicht als Ideologiekritiker auf das Bacon-Projekt zurück, er behandelt vielmehr Wissenschaft im wörtlichen Sinn als

2 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 2., rev. und um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl., Frankfurt am Main 2001; ders., *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, 5. Aufl. Frankfurt am Main 1997.

Tat-Sache, wie es für manche das deutsche Wort Wissenschaft selbst nahezulegen scheint, weil es vom Wissen-Schaffen spricht. Foucault geht auch nicht als Wissenschaftshistoriker auf das Bacon-Projekt zurück, denn er will keinen Fortschritt begreifen, auch keinen Verlust, sondern allein eine Denkwirklichkeit, welche die Grenzen des Sag- und Erfahrbaren berührt.

Der Foucault-Effekt einer Analyse der Moderne in ihrem Anspruch, Wissen hervorzubringen und Ordnung zu verfügen, besteht ebendarin, diesen Anspruch anzuerkennen, aber zugleich nach der Realität seiner Einlösung zu fragen. Wo der Ideologiekritiker im Entdecken und Erfinden die Manifestation eines technischen Machtbegehrens diagnostiziert und der Wissenschaftshistoriker die Unruhe einer methodischen Unzufriedenheit mit dem »Stand der Dinge« beschwört, läßt sich Foucault auf keine aktualisierende Rekonstruktion ein, sondern nimmt vielmehr Wissen und Ordnung als das, was sie in der Moderne nie sein sollten: als vorhanden.

Diese Haltung könnte auch so benannt werden: Der Foucault-Effekt[3] bedeutet ein Verstehen von Projekten über deren Effekte. Wirkungen statt Ursachen zu analysieren kennzeichnet die archäologische Arbeit der Werke Foucaults, die keine Rücksicht auf kausale, intentionale oder motivationale Erklärungsgründe einer (be)wirkenden Subjektivität nehmen. Wissen erscheint in den Analysen Foucaults als Gewußtes, Ordnung als Geordnetes, Denken als Spur in den gewußten und geordneten Dingen.

Zwei Aspekte sind auffällig bei Foucault, wenn man sich seine historischen Arbeiten ansieht: Die Unerklärlichkeit historischer Entwicklung und die Stabilität gewisser epochaler Charakteristika. Daß die von ihm vorgestellten Ordnungen des Wissens historisch sind, bedeutet, daß sie angefangen haben und beendet worden sind, ohne daß doch der Übergang der einen in die andere nachvollziehbar wäre. Die grundlegende Transformation des einen Ordnungssystems in das andere bleibt unerklärlich, muß hingenommen werden als ein geschichtlicher Vorgang, als ein Ereignis, vor dem wir nur halb-verständig stehen, weil wir nicht zweierlei Ordnungen zugleich begreifen können. Man darf hier keinen Widerspruch vermuten: Foucault rekonstruiert die vergangenen Wissenssysteme (in *Die*

3 Vom Foucault-Effekt spricht man bislang eher im Zusammenhang mit der politischen Philosophie; vgl. Graham Burchell, *The Foucault effect. Studies in governmentality*, London 1991.

Ordnung der Dinge etwa des »Denkens der Ähnlichkeit« oder desjenigen »der Repräsentation«) nicht, um uns in diese Ordnungen eintreten zu lassen, sondern als Evokationen am Rande unseres eigenen Verstehens. Daß wir diesen fremd gewordenen Ordnungen etwas abgewinnen können, bedeutet nicht, daß sie zu alternativen Ordnungen werden können, oder uns helfen könnten, aus den eigenen Gedankensystemen auszusteigen.[4]

Aus dem Respekt für das Fremde, für das »Außen des Denkens«, wie es Foucault mit Blanchot genannt hat, ergibt sich seine Kritik an der Ideengeschichte und ihren Postulaten der Kontinuität, ihren Unterstellungen von Identität. Foucault hat in seiner *Archäologie des Wissens* (1969) präzise angegeben, wie die Größen eines traditionellen Begreifens abzubauen wären, das uns immer wieder vorspiegelt, wir könnten aus unserer eigenen Zeit beliebig in die Vergangenheit hinabsteigen, ohne jemals Brüche, Klüfte und radikale Grenzen überwinden zu müssen. Diese Illusion der zugänglichen Vergangenheit steht im Dienste einer erträumten Zukunft auf dem Wege, auf dem wir uns zu befinden glauben, und gehört mit zu den Grundannahmen jeglichen historischen Begreifens in einer Welt, die von Größen wie Autor, Werk, Epoche, Zeit usw. ausgeht. Foucaults Archäologie als eine Zerlegung der traditionellen Ideengeschichte ist einerseits Analyse von Kohärenz, andererseits Aufweis von inneren Grenzen des Kohärenzdenkens.

Die unbegreifliche innere Geltung von Wissensordnungen setzt mit dem Lachen ein, einem Lachen wie das angesichts der leicht irren Enzyklopädie der Hunde, die sich Jorge Luis Borges ausgedacht hatte und die Foucault am Anfang von *Die Ordnung der Dinge* zitiert.[5] Foucault führt von diesem Lachen über das Undenkbare weg in eine ernsthafte Untersuchung der abendländischen Geschichte des Denkens, die darauf lenkt, daß man Kohärenz nur immanent rekonstruieren kann, daß man Ordnung sozusagen nur von innen denken kann.

In der Foucaultschen Analyse der Moderne erweisen sich Ordnungen, um mit seinen Worten zu sprechen, als historisches Apriori, als Archiv. Wir denken mit Ordnungen, modifizieren sie, aber sie

4 Vgl. Ulrich Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln 1998; Paul Veyne, *Foucault. Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt am Main 1992.

5 Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1971, S. 17 f.

liegen dem voraus, was wir bestimmen. Das Wissen ist immer schon in Ordnungen investiert, die wir als formale Strukturen nur mißverstehen, auch wenn sie so erscheinen. Vom Wissen können wir die Ordnung nicht abziehen. Wo die traditionelle Kritik an der Moderne Konstruktion und Projekt aufspürt und dabei selbst konstruktiv und projektiv verfährt, sehen wir mit Foucault sedimentierte Funktionen der Denkbarkeit, allerdings sehen wir sie gewissermaßen ohne Abstand. Der phänomenologische Reichtum der historischen Analysen von Foucault mobilisiert im Vorstellen gegen Abstraktion, im Wissen gegen Reduktion, im Erklären gegen Distanzierung. »Archiv« ist bei Foucault der Titel für eine historische Größe der Wissensgeschichte, die unter bestimmten Bedingungen der Sagbarkeit zustande kommt und diese zugleich wirksam macht:

»Das Archiv ist zunächst das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht. Aber das Archiv ist auch das, was bewirkt, daß all diese gesagten Dinge sich nicht bis ins Unendliche in einer amorphen Vielfalt anhäufen, sich auch nicht in eine bruchlose Linearität einschreiben und nicht allein schon bei zufälligen äußeren Umständen verschwinden; sondern daß sie sich in distinkten Figuren anordnen, sich aufgrund vielfältiger Beziehungen miteinander verbinden, gemäß spezifischen Regelmäßigkeiten sich behaupten (...).«[6]

Archiv in diesem Sinn ist so etwas wie ein Ermöglichungsgrund von Diskursivität, eine Instanz der historischen Analyse, die das Gesagte in seiner Existenz verständlich macht. In dieser Beziehung soll der Begriff im folgenden auf eine Bibliothek bezogen werden, die wie keine andere das Wissen das 17. Jahrhunderts repräsentiert. So kann man jedenfalls sprechen, wenn man im Hinblick auf die in Wolfenbüttel vollendete Büchersammlung blickt, die nicht nur die zweit- oder drittgrößte Bibliothek war,[7] als ihr Gründer, Herzog August, 1666 starb, sondern die mit größter Wahrscheinlichkeit umfangreichste jemals von einem einzelnen Menschen mit größter Sorgfalt zusammengetragene Bibliothek überhaupt ist.[8]

6 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1973, S. 187.

7 Die Kaiserliche Bibliothek in Wien beherbergte mit ca. 100 000 Bänden wahrscheinlich mehr Drucke, und die Päpstliche Bibliothek in Rom besaß, vermehrt auch durch Beutezüge im 30jährigen Krieg, schon allein an Manuskripten mehr Bände.

8 Zu Herzog August und seiner Bibliothek vgl. *Sammler – Fürst – Gelehrter. Herzog*

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch unterscheidet man Bibliothek und Archiv als zwei Institutionen, weil die eine hauptsächlich gedruckte, die andere im wesentlichen ungedruckte Schriftstücke aufbewahrt. Foucault hat seinen philosophischen Begriff des Archivs von diesem gängigen Verständnis abgegrenzt und zielt nicht auf das Material, sondern auf dessen Aussagekraft. Ein Archiv im Foucaultschen Sinn kann die Bibliothek also nur sein, wenn sie als Gesetz und als Regelmäßigkeit eines Aussagenzusammenhangs anerkennbar wäre.

Foucault selber hat sich mit Bibliotheken nicht beschäftigt, er hat sie als Forscher benutzt – intensiv wie kaum ein anderer Philosoph des 20. Jahrhunderts – und nur gelegentlich als Literaturkritiker darüber reflektiert.[9] Als Gegenstand seiner eigenen Forschungen zur Wissensgeschichte waren sie ihm gewiß zu sehr Teil einer geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise und vermutlich auch zu kurzfristige Phänomene für seine meist mehrere Jahrhunderte umfassenden Forschungen zu Wahnsinn, Krankheit, Delinquenz und Sexualität. Das alles schließt nicht aus, daß gerade Foucaults Begriffe geeignet sind für eine Beschreibung der Bibliothek von Herzog August, die nicht eine unter vielen war, als sie entstand, sondern die bestgeordnete überhaupt.

2. Ordnung als Schema

In der zitierten Textstelle spricht Foucault davon, das Archiv daraufhin zu analysieren, was sich »in distinkten Figuren anordnet, sich aufgrund vielfältiger Beziehungen miteinander verbindet, gemäß

August zu Braunschweig und Lüneburg 1579-1666. Katalog der Niedersächsischen Landesausstellung in Wolfenbüttel 1979, sowie Aufsätze in den ersten Bänden der *Wolfenbütteler Beiträge*, 1972 ff.

9 Vgl. Michel Foucault, »Nachwort« zu Gustave Flaubert, *Die Versuchung des heiligen Antonius*. Frankfurt am Main 1964, S. 217-251, in: *Dits et Ecrits, Schriften*, Bd. I, Frankfurt am Main 2001, Nr. 20, S. 397-433, dort S. 407 über die Bibliothek im Hintergrund des Schauspiels der Versuchung; ders., »J.-P. Richards Mallarmé« [Rezension, 1964], in: *Dits et Ecrits, Schriften* Bd. I, a.a.O., Nr. 28, S. 559-571, dort S. 562 über die Funktion von Bibliotheken und Archive im 19. Jahrhundert; ders., »Des espaces autres« [geschrieben 1967, zuerst veröffentlicht 1984], in: *Dits et écrits*, Bd. IV, Paris 1994, Nr. 360, S. 752-762, dort S. 759 über Bibliotheken als Heterotopien der Zeit.

spezifischer Regelmäßigkeiten sich behauptet«. Nur daraufhin wird hier die Bibliothek von Herzog August herangezogen, denn sie stellt in Hinblick auf Form, Beziehungen, Anordnung und Regelmäßigkeit ein Problem dar, das ebenso monumental ist wie die Masse ihrer 135 400 Schriften in 31 300 Bänden. Von den vielen Aspekten, unter denen man diese Bibliothek des 17. Jahrhunderts betrachten kann, soll also im folgenden nur derjenige im Vordergrund stehen, der ihre Ordnung betrifft, dasjenige, was die »gesagten Dinge sich nicht bis ins Unendliche in einer amorphen Vielfalt anhäufen« läßt. Die Ordnung der Bibliothek wurde im 17. Jahrhundert, nicht anders als heute, zunächst als die Aufgabe eines Plans verstanden. Das Wissen zu ordnen erforderte ein Schema.

Wissensschemata gibt es seit der Spätantike, als graphische Darstellungen sind sie (auf Pergament oder Papier) gezeichnet bzw. in Holz geschnitten. Auf Kirchenfenstern sind sie gemalt; daneben gibt es Skulpturenarrangements mit Darstellungen etwa der sieben freien Künste an Portalen zu Kathedralen. Die beliebteste graphische Form der Wissensschemata war lange Zeit der Baum. Mehr oder weniger abstrahiert von der natürlichen Form, wurden hier Ableitungsverhältnisse ins Bild gesetzt, wobei diese von innen nach außen gedacht wurden. Mit der Erfindung des Buchdrucks wird ein anderes Bild gängig: das tabulatorische Raster bzw. die vertikal-horizontale Fächerung.[10] Hier läßt sich weniger gut die organische Einheit des Ganzen ausdrücken, viel besser aber Gliederung und Unterteilung. Frühneuzeitliche Wissenschaftslehren wie die von Petrus Ramus vermittelten am leichtesten mit dem Raster, was zentral und was peripher ist bzw. was logisch oder wissenschaftlich früher und was abgeleitet, welche Disziplin Teile hat und welche nicht.[11]

Besonders eingängig wird die im Buchdruck ermöglichte Schematisierung durch die Lesbarkeit der zeilenförmigen Einträge. Das Schema einer Gliederung des Wissens wird im Zeitalter des Buchdrucks nicht mehr gestellt, wie im Baumbild des Mittelalters, es kann gelegt werden und wird so nicht eigentlich geschaut, sondern gelesen. Die Systematik imitiert gewissermaßen einen sich aufspreizenden Raum des Wissens; sie macht bildlich die Entwicklung par-

10 Vgl. Peter Burke, *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*, Berlin 2001, S. 103-120.

11 Vgl. Lucien Braun, *Philosophie et Iconographie*, 2 Bände, Strasbourg 1994 und 1996, mit zahlreichen Bildbeispielen.

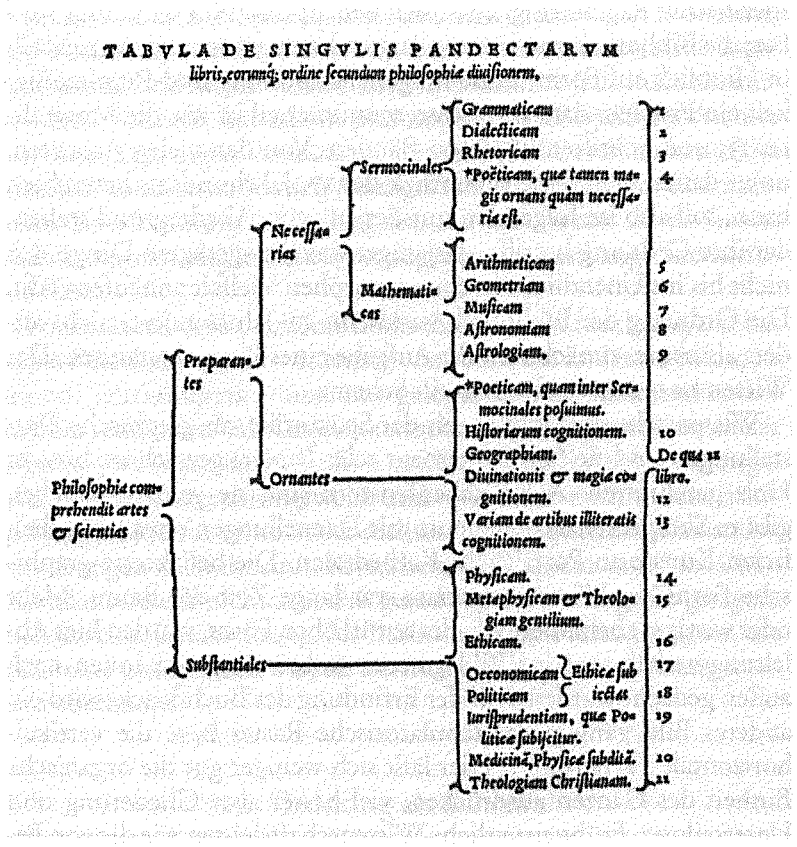


Abb. 1: Gesners Schema 1549.

alleler Wissenschaften deutlich, und wenn ihr ein bildlicher Wert zukommt, dann der eines Rasters, eines Verzeichnisses oder einer Karte.

Ein berühmtes Beispiel für eine frühe gedruckte Partitionsstafel des Wissens findet sich in dem Buch *Margarita philosophica* des Freiburger Kartäusermönchs Gregor Reisch (1503). Hier liest man von links nach rechts in immer größerer Auffächerung, daß die Philosophie sich in praktische und theoretische einteile, diese wiederum in Realphilosophie, welche in Metaphysik, Mathematik und Physik zergliedert werde. Die praktische Philosophie wird in aktive und faktische, also in Ethik, Politik, Ökonomie und Recht einerseits, in technische, militärische und wirtschaftliche Disziplinen andererseits aufgeteilt. Diese Tafel des Wissens führt den Leser vom Allgemeinen (links) zu den einzelnen Wissenschaften und Künsten, die rechts abschließend eine von oben nach unten zu erfassende Liste bilden.[12]

Ein anderes ähnliches Schema findet sich, entworfen schon im Hinblick auf die Umsetzung der Wissensordnung in einer Bibliothek, bei Konrad Gesner 1549. Hier geht es wie in der *Margarita* in fünf Spalten von links, wo die Philosophie steht, bis zur Liste der einzelnen Disziplinen rechts, die hier als »pandectae« benannt sind und damit zugleich den Inhalt entsprechender einzelner Bücher der Wissensverwaltung bezeichnen (Abb. 1).[13]

Die Divisions- oder Partitionstafeln blieben im 17. und 18. Jahrhundert gängig, dort vor allem in den allgemeinen Enzyklopädien, wie etwa 1728 bei Ephraim Chambers (Abb. 2). Bei Chambers geht es nicht um die Unterteilung der »Philosophie«, sondern um die Gliederung des »Wissens« (knowledge), das in bis zu sechs Schritten bzw. Spalten von links nach rechts aufgefächert wird: in das natürliche und das künstliche Wissen (1. Spalte), das sinnliche und rationale bzw. das interne und externe (2. Spalte) und so weiter bis zur Liste der Wissenschaften und Künste rechts, von der Meteorologie ganz oben bis zur Heraldik ganz unten.[14]

Noch 1750 wird die französische *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert mit einer Wissenstafel versehen, die allerdings kompliziert wurde und im enzyklopädischen Schema nicht nur die Ordnung der Disziplinen nach Großbereichen (von links nach rechts:

12 Zu Reisch vgl. Lucia Andreini, *Gregor Reisch e la sua ›Margarita philosophica‹*, Salzburg 1997, und: Udo Becker, *Die erste Enzyklopädie aus Freiburg um 1495. Die Bilder der ›Margarita philosophica‹ des Gregorius Reisch, Prior der Kartause*, Freiburg 1970.

13 Konrad Gesner, *Partitiones theologicae, pandectarum universalium liber ultimus*, Zürich 1549, Vorspann; hier entnommen aus: Helmut Zedelmaier, *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*, Köln 1992, S. 57.

14 Zu Ephraim Chambers Cyclopedia or, an universal dictionary of arts and sciences von 1728 vgl. Philipp Shorr, *Science and Superstition in the 18th century. A study of the Treatment of Science in two Encyclopedias ot 1725-1750: Chamber's Encyclopedia*, London 1728, Zedler's Universal-Lexicon, Leipzig 1731-1750, New York 1967; // in: Enzyklopädie in der frühen Neuzeit etc. // oder in: *Notable Encyclopaedias of the 17th and 18th centuries*, Oxford 1981. hg. von Frank Arthur Kafker.

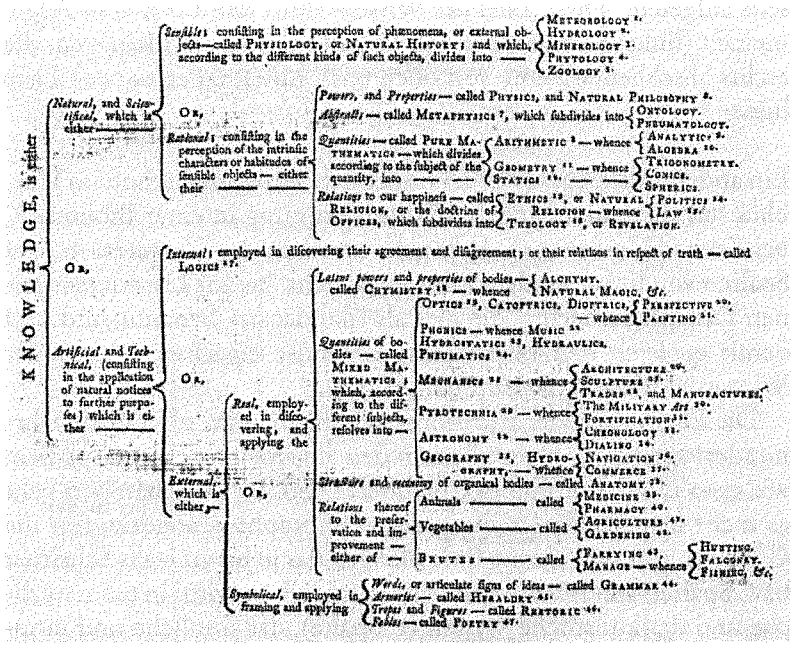


Abb. 2: Chambers' Schema 1728 (6. Aufl. 1750).

Geschichte, Philosophie, Dichtung) zu lesen gibt, sondern auch eine Ordnung der Erkenntnis (von oben nach unten: Gedächtnis, Vernunft, Einbildungskraft), so daß sich ein doppeltes Raster ergibt, das nun nicht mehr allein als Sachordnung des Wissens, sondern zusätzlich als Aufschlüsselung der Erkenntnisvermögen gelten konnte. Alle Sorten des Wissens werden in solchen Schemata verzeichnet und der Raum des vernünftig Sagbaren wird eingeteilt und parzelliert, regelmäßig bestellt und organisiert. Die Schemata geben sich wie Karten, auf denen man mit dem Finger Orte des Wissens feststellen kann. Es handelt sich um rationalisierte Topiken.[15]

Enzyklopädische Wissensschemata waren für Buchbesessene und Buchbesitzer gleichermaßen wichtig.[16] Es mag sein, daß August ein altes Schema als Vorbild für seine eigene, irgendwann nach 1604

15 Zum topischen Denken vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983.

16 Peter Burke, *Papier und Marktgeschrei*, a.a.O., S. 125 ff.; Uwe Jochum, *Kleine Bibliotheksgeschichte*, 2. Aufl., Stuttgart 1999, S. 98 ff.

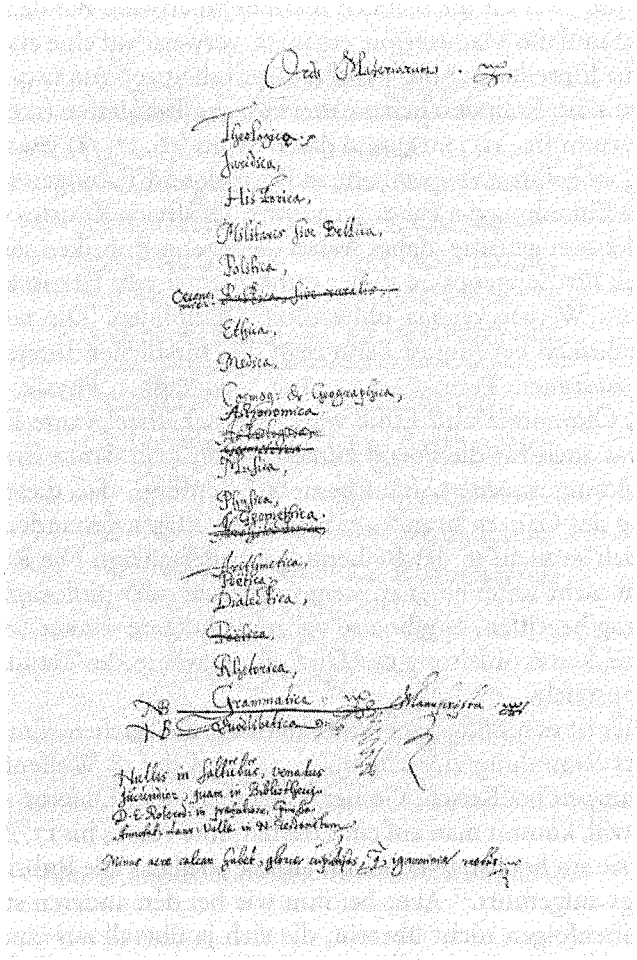


Abb. 3: Augusts Rubriken skizziert im Katalog bis 1625.

entworfene und 1625 durch die Anlage eines Katalogs fixierte Bibliotheksrubriken ansah. Er mag aber auch andere, eher zeitgenössische Ordnungssysteme rezipiert haben oder ganz einfach selber ein kluger Buchmarktbeobachter gewesen sein. Es ist nicht bekannt, ob August seine Rubriken überhaupt nach intellektuellen Gesichtspunkten definiert hat.

Schon die Tatsache, daß August seine Liste von 18 sachlichen Ru-

briken um zwei für die sachlich nicht definierbaren Bände (Quodlibetica) und die Manuskripte ergänzte, verweist auf eine eher pragmatische Einteilung (Abb. 3 und 4). Der Inhalt von Augusts Liste ist gut gemischt: Es finden sich die drei höheren Fakultäten (1, 2, 8), das Quadrivium (10, 11, 13, 14) und das Trivium (16, 17, 18) jeweils vollständig aufgeführt. August hatte in Rostock und Tübingen studiert, und die Einteilung der Fakultäten sowie der »freien Künste« war unter Gelehrten geläufig, daher waren diese zehn Rubriken seiner Bibliothek für Zeitgenossen sicher unproblematisch. Es gab kein allgemeines Wissensschema ohne diese Disziplinen. Die restlichen acht Rubriken bei August kann man den fürstlichen Interessengebieten zuordnen: Politik, Geschichte, Geographie, Physik, Kriegslehren, Ökonomie und Ethik waren herrschaftsrelevante Disziplinen, was auch für die Poetik zutrifft, wenn man damit Erziehung und Bildung assoziiert. Man bemerkt allerdings, daß diese Gruppierung des Ganzen, wenn sie August vor Augen gestanden haben mag, sich so nicht in der Reihenfolge niederschlägt. Die Rubriken wurden nicht unter einer epistemologischen oder philosophischen Ordnung begriffen, es gibt also vermutlich keine »linke« Seite dieser Liste, keine Ableitung der Disziplinen wie in der Tradition der Divisionstafeln.

Daher ist es müßig, nach Vorbildern für die Bücherordnung von Augusts Sammlung zu suchen. Wenn man die 18 Wolfenbütteler Sachgruppen bei Reisch, Gesner, Chambers oder Diderot identifizieren will, kommt man auf eine Trefferquote von 14 bis 17. Bei Gesner ist sie am höchsten: er hat bis auf die »bellica« alle Rubriken des Herzogs aufgeführt.[17] Aber bei ihm wie bei den anderen stimmen die Reihenfolgen nicht überein, die sich ja überall aus einem Gedankenexperiment der Einteilung und Unterteilung ergeben, ob nun »Philosophie« oder »Wissen« links steht – überall, aber eben nicht bei August. Auch die Verbesserungen seiner handschriftlich notierten ersten Liste verrät keinen »philosophischen« Einfluß (Abb. 3).

17 Daraus hat man den Schluß gezogen, August habe sich nach Gesner gerichtet. Diese »Gesnerthese« findet sich bei Elisabeth Wedderkopf, *Entstehungsgeschichte und Einrichtung alter Kataloge der Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttel* (Prüfungsarbeit der Hamburger Bibliotheksschule), Maschinenschriftliche Arbeit, Hamburg 1951, S. 5 f.; vgl. auch Maria von Katte, Herzog August und die Kataloge seiner Bibliothek, in: *Wolfenbütteler Beiträge* 1 (1972), S. 168-199; bes. S. 173 ff.

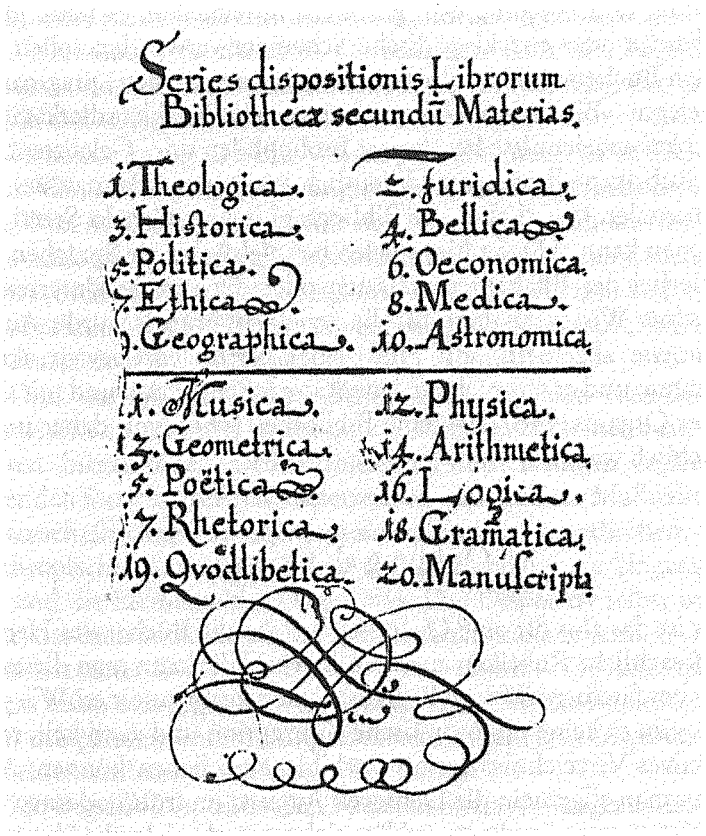


Abb. 4: Augusts Rubriken fixiert im Katalog ab 1625.

So sind wir durch nähere Betrachtung bei einer Einsicht Foucaults angelangt: Ordnungen sind rätselhaft. Sie haben Ränder und Brüche, und mögen als Schemata vielleicht Aufgaben darstellen, sind in der Praxis aber komplexer zu verstehen. Systematische Tafeln, wie aus dem 16. bis 18. Jahrhundert überliefert, sind theoretische Entwürfe, sind häufig Karten für ein noch nicht vermessenes Gebiet und organisieren nur selten tatsächliches Wissen. Wo wir eine wirkliche Ordnung antreffen, wie in der Wolfenbütteler Bibliothek, haben wir Verständnisschwierigkeiten, scheint uns die Ordnung nicht durchsichtig.

Nun muß man dem Büchersammler August, gelehrt wie er nach

Bildung und Neigung war, gar nicht unterstellen, er hätte philosophische oder enzyklopädische Schemata verwenden sollen, um seinen Bücherschatz zu gliedern. Es gab genug andere, pragmatisch angelegte »Bibliotheks«-Verzeichnisse wie Buchhändlerkataloge, Nachlaßverzeichnisse berühmter Bibliophilen oder Gelehrten. Deren Rubriken allerdings sind deutlich inadäquat, wie man der monumentalen Geschichte der Bibliographie von Alfredo Serrai entnehmen kann.[18] Denn hier spielen beispielsweise die Sprachen eine Rolle bei der Bücherverzeichnung oder die genaue Unterteilung einzelner Wissenschaften, für die gezielt gesammelt wurde. August sammelte allgemein, mit Hilfe eines Netzes europaweit aktiver Agenten, und er sammelte in einem so großen Tempo und mit so eigener Organisation, daß seine Bibliothek schon von daher unvergleichlich war.

3. Ordnung als Operation

Was ist das also für eine Ordnung, welche die Bücher des Herzogs in 18 sachliche Rubriken auseinanderlegt? Wie kann man dieses Archiv beschreiben? Welche Regelmäßigkeit konstituiert es? Wie gesehen, gibt es keine philosophische Konzeption und auch kein retrospektives Verzeichnis, das als Vorbild hätte dienen können. Auch wenn man allgemein die Denkwelt Augusts im frühmodernen Humanismus verorten kann, erklärt sich so noch nicht die Verortung seiner Bücher.

Foucault hat seinen Begriff des »Archivs« gleich nach seiner letzten Erläuterung in der *Archäologie des Wissens* nicht mehr verwendet. Seine in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts einsetzende Beschäftigung mit den Effekten von Macht und Disziplin in der gesellschaftlichen Ordnung hat ihn zu einer methodischen Umorientierung geführt, die weniger auf das Diskursive als Abbild einer gedanklichen Struktur und eher auf das Operative bei der Etablierung von handlungsleitenden Modellen und sozialen Verhältnissen setzt: Handlungszusammenhänge statt Aussagenzusammenhänge. Die Verschiebung ist nicht radikal, denn die materielle Seite gehörte schon zum Apriori des Archivs, das eben wegen seiner Implantierung in der Realität als »historisches Apriori« ausgewiesen war. Aber die Verschiebung ist deutlich: Sie verändert auch den Begriff des Wissens und was damit zusammenhängt – und sie führt den neuen Begriff des »Dispositivs« ein.

18 Vgl. Alfredo Serrai, *La storia della bibliografia*, 11 Bände, Rom 1988-2001, Band 4 (1993), S. 5-271.

Wissensordnung ist nicht Wissen plus Ordnung, sie ist Denksystem, Wissensbereich, Erfahrungsraum, Erwartungshorizont, kurz: eine Welt in Korrespondenz mit sich selbst, die weder als bloß geistige noch als materielle allein rekonstruiert werden kann, vielmehr als praktisch-theoretisches Konglomerat von Regeln und Bedingungen, Praktiken und Wirkungen verstanden werden muß. Das eben hat Foucault »Dispositiv« genannt:

»Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen, philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. (...) verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden Anforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.«[19]

Den Begriff »Dispositiv« hat Foucault nicht viel länger als den des »Archivs« benutzt. Nach seinem eigenen Bekenntnis sind Begriffe nur »Werkzeuge« des Analysierens,[20] einer methodologischen Fixie-

19 Michel Foucault, »Das Spiel des Michel Foucault«, in: *Dits et Ecrits, Schriften*, Bd. III, Frankfurt am Main, Nr. 206, S. 391-429, hier: S. 392 f. »Le jeu de Michel Foucault« [Interview, zuerst veröffentlicht 1975], »Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. (...) verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden Aufforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.«

20 Michel Foucault, »Gefängnisse und Anstalten im Mechanismus der Macht« [Ge-

rung war er grundsätzlich abgeneigt und privilegierte lieber die Erfindung passender Kategorien im konkreten Zusammenhang historischer Forschungen. Vom Dispositiv spricht er am ausführlichsten in Verbindung zu seinem Spätwerk, der *Geschichte der Sexualität*.[21] Der Begriff ist jenseits dieses Verwendungszusammenhangs allerdings auch anderweitig erfolgreich benutzt worden[22] und kann auch in der hier angesprochenen Thematik eine gewisse Geltung beanspruchen.

Als Dispositiv kann eine Bibliothek im Foucaultschen Sinne angesehen werden, wenn institutionelle, administrative und architektonische Gesichtspunkte im Sinne eines Ensembles oder eines Netzwerks rekonstruierbar sind. Dafür liegen in Wolfenbüttel jedenfalls eine Reihe von historischen Zeugnissen vor. Die Bibliothek als Dispositiv zu verstehen bedeutet weiterhin, das intellektuelle Unternehmen ihrer Anlage und Disposition, ihrer Vermehrung und ihrer Verfügbarkeit, im Zusammenhang mit administrativen, institutionellen Maßnahmen und allgemein einer Politik ihrer Handhabung zu sehen.

Die Erwerbung von über 100 000 Büchern war keine Liebhaberei, sondern Arbeit, und es setzte neben dem nötigen Kapital eine effektive Struktur der Information, Kommunikation und Logistik voraus, um eine große Menge an Druckwerken zu beschaffen. August hat als politisch weitgehend funktionsloser Büchersammler im Elbestädtchen Hitzacker in den ersten 30 Jahren seiner Sammeltätigkeit ein Korrespondentennetz über ganz Europa gespannt, das vor allem der Förderung seiner Sammlung diente. Als er einigermaßen überraschend 1634 die Regierungsgeschäfte des Hauses Braunschweig-Lüneburg übernehmen mußte und nach Braunschweig und ab 1643 nach Wolfenbüttel zog (zusammen mit seiner Bibliothek), konnte er dieses Korrespondentennetz weiter ausbauen und die Anschaffungen beschleunigen. Die Katalogisierung hinkte manchmal hinterher. Die Berechnung ergibt für den gesamten Zeitraum von 60 Jahren eine durchschnittliche Einarbeitung von über

spräch 1974], in: *Dits et Ecrits, Schriften*, Bd. II, Nr. 136, S. 648-653, Frankfurt am Main 2002, S. 651.

21 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen* (*Sexualität und Wahrheit* 1), Frankfurt am Main 1977, S. 128.

22 Vgl. etwa Wolfgang Ernst, *M.edium Foucault. Weimarer Vorlesungen über Archive, Archäologie, Monumente und Medien*, Weimar 2000, S. 81.

40 Titeln pro Woche und für die letzten 20 Jahre bis zum Tod Herzog Augusts im Jahr 1666 die Eintragung von 10 Titeln pro Tag, Sonntage nicht mitgerechnet.[23]

Die Bedingungen für die erfolgreiche Erwerbung der Bücher sind nicht vollständig geklärt, aber der Dreißigjährige Krieg und Augusts geschickte Friedenspolitik wirkten sich hier sicher positiv aus:[24] Bücher waren billig zu haben und konnten (in Wolfenbüttel nach dem Abzug der kaiserlichen Truppen 1642) ohne Furcht vor Eroberung (zwanzig Jahre zuvor etwa war der Manuskriptenschatz der Heidelberger Bibliothek nach Rom verschleppt worden) aufgestellt werden.[25] Was genau die »Wege der Bücher nach Wolfenbüttel« bahnte, bleibt einer Untersuchung des Korrespondentennetzwerks vorbehalten; bisher wurde nur einzelnen Spuren nachgegangen.[26] Ganz sicher diente die Politik der Erwerbung auch der Politik der Aufstellung, die im weitesten Sinne der Repräsentation diente. Die Bibliothek Augusts war im 17. Jahrhundert zunächst und vor allem das, was sie für die Museumsbesucher heute noch ist: eine Schatzkammer des Wissens mit vielen seltenen Exemplaren.

Die Bibliothek als Dispositiv zu betrachten heißt deshalb auch, ihre vielfältigen Repräsentationsmodi anzuerkennen. Eine Bibliothek wie die herzogliche in Wolfenbüttel war Teil des höfischen Lebens, wie es Rüstkammer, Wunderkammer, Menagerie und Orangerie waren. Bücher waren anzusehen, zu bewundern, ihr Verständnis dem Herzog zu unterstellen, noch bevor sie gelesen oder interpretatorisch behandelt wurden. Bücher waren Boten der Welt in der Provinz, Kommunikationselemente der internationalen Vernetzung, die durch Bildungsreisen, Heiraten und politische Verpflichtungen immer wieder auf ganz andere Weise ins Spiel kam.

Aber die Aufstellung selbst war nicht nur Repräsentation, son-

23 Zur Berechnung des Durchschnitts: 132.000 Titel von 1604 bis 1666 sind ca. 2.200 pro Jahr. Der Titelzuwachs war tatsächlich uneinheitlicher und in den letzten 12 Jahren besonders groß; vgl. Maria von Katte, »Herzog August und die Kataloge seiner Bibliothek«, in: *Wolfenbütteler Beiträge* 1 (1972), S. 168-199; S. 185.

24 Werner Arnold, »Brunswick-Wolfenbüttel and the Thirty-Years War«, in: *A Treasure House of Books. The Library of Duke August of Brunswick-Wolfenbüttel*, Wolfenbüttel 1998, S. 29-42.

25 Jill Bepler, »Duke August and the Hartlib Circle«, in: *A Treasure House of Books*, a.a.O., S. 165-172.

26 Helmar Härtel, »Herzog August und sein Bücheragent Johann Georg Anckel. Studien zum Erwerbungsvorgang«, in: *Wolfenbütteler Beiträge* 3 (1978), S. 235-282.

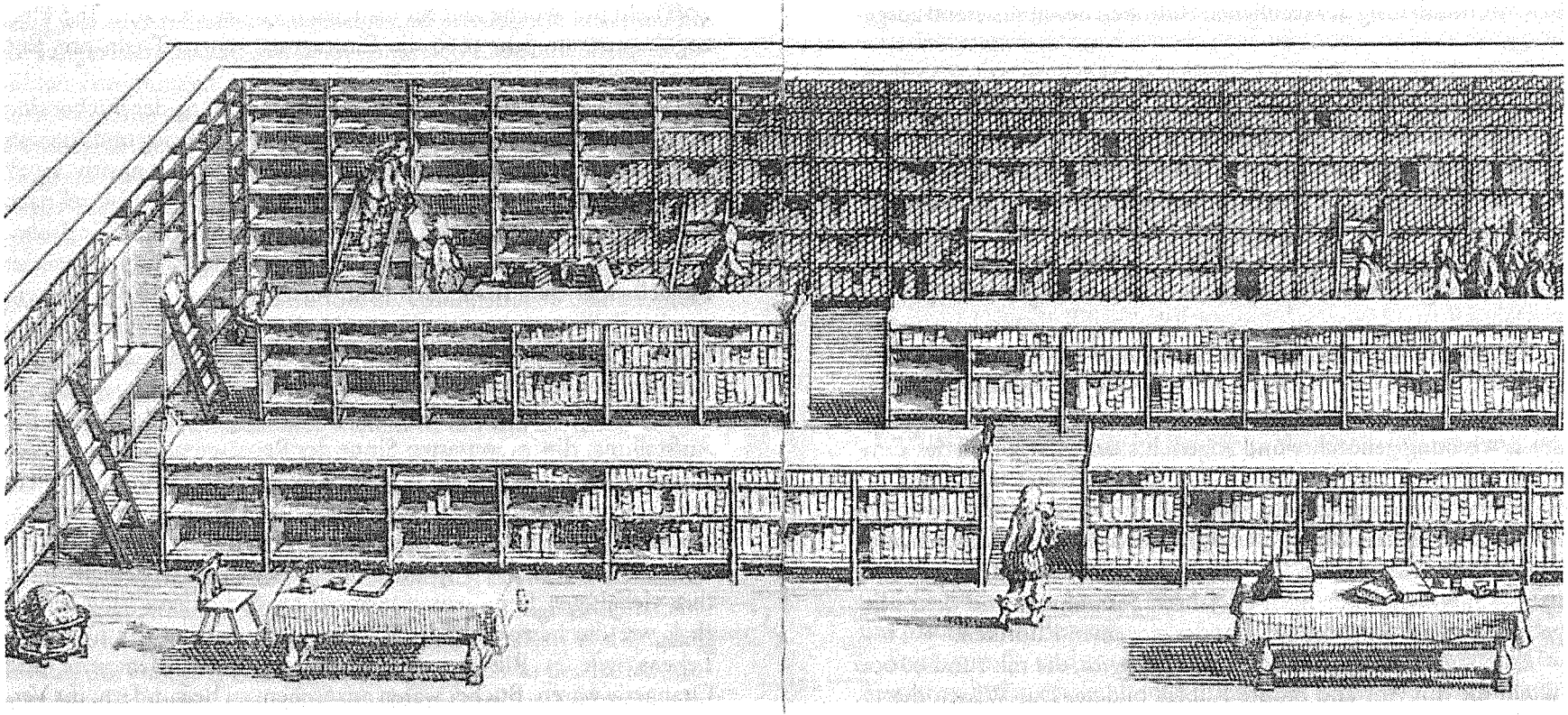


Abb. 5: Die Bibliothek Augusts in Wolfenbüttel, Stich von Merian 1654 (Detail).

dern auch Operation, und zwar in einem von der Erwerbung unterscheidbaren Sinn. Aufgestellt wurden die Bücher in eigens fabrizierter Pergament-Bindung, ganz häufig wurden die – prinzipiell ungebunden eingekauften – Texte zu Sammelbänden vereint. Die Aufstellung erfolgte einmal nach den 18 sachlichen Rubriken, innerhalb der Rubriken aber nach Größe, was den Eindruck einer großen Geschlossenheit vermittelt.

Wie ein Stich von Merian (1654) erkennen läßt (Abb. 5), zeigte die Aufstellung der herzoglichen Bibliothek, die ab 1644 im Marstallgebäude gegenüber dem Wolfenbütteler Schloß untergebracht war,

27 Vgl. U. J. Schneider, »Bücher und Bewegung in der Bibliothek von Herzog August«, in: *Wissensspeicher in der Frühen Neuzeit*, hg. von F. Büttner, M. Friedrich, H. Zedelmaier, München, im Druck.

daß sie eine auf Erweiterung angelegte Sammlung war: Offene Regale statt fester Schränke erlaubten die Ausdehnung der Büchersammlung in allen Formaten, ohne die relative Position der Bücher zueinander zu verändern.[27] Der Aufstellung korrespondierte eine standortfreie Signaturenvergabe nach einem Zählsystem, das sich an der Größe der Bücher orientierte und damit indirekt an den Regalhöhen.[28] Die einheitlichen Regalhöhen waren sowohl repräsentativ – sie ermöglichten den Eindruck einer veritablen Bücherwand – als auch praktisch, denn bei dem hohen Tempo der Einarbeitung hätte sich jede Revision der Aufstellungsprinzipien oder jede Ergänzung

28 Die Buchformate wiesen im 17. Jahrhundert große Extreme auf, so daß die Aufstellung nach Größe meist gängig war, mit der Ausnahme der Kaiserlichen Bibliothek in Wien; vgl. Ladislaus Buzas, *Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (1500-1800)*, Wiesbaden 1976 (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 2), S. 139 f.

bzw. Verminderung der sachlichen Rubriken destabilisierend ausgewirkt.

Diese Regalaufstellung unterscheidet nur nach den Rubriken, nicht innerhalb der Rubriken. Augusts Bibliothek bildete keine Zusammenstellung von Fachbibliotheken, wie man sie aus dem 18. Jahrhundert kennt, mit systematischer Durchgliederung der einzelnen Disziplinen. Die Ordnung im Regal ist eine mit grober topographischer Trennung wichtiger Bereiche. Der für die Titelaufnahme geführte Katalog (mit zuletzt 7200 Folioseiten ein im 17. Jahrhundert einmaliges Dokument) versuchte, Verweisungen zwischen den Büchern zu etablieren, auch wenn dabei sachliche Gesichtspunkte weniger ausschlaggebend waren als Autoren- und Titeläquivalenzen.[29]

Die Tatsache, daß die Operation der Aufstellung den Imperativen der Erwerbung gehorchte und angesichts der Menge und des Tempos weitgehend pragmatische Züge trägt, bedeutet nicht, daß die Repräsentativität der Sammlung sich allein aus dem Besitz so vieler und teilweise seltener Bücher ergibt. Es gab zwar vermutlich keinen Plan bei der Konzeption der 18 sachlichen Rubriken, es gab aber natürlich ein Ergebnis nach 60 Jahren Sammlung, und dieses Ergebnis zeigt ein Ungleichgewicht der einzelnen Rubriken.

Auffällig ist die große Menge an *Theologica*, die mit rund 40 000 Titeln die mit Abstand größte Rubrik bildete. Das Wissen des 17. Jahrhunderts zeigt sich darin als zentral von theologischer Relevanz; alle anderen Disziplinen und Wissensgebiete erscheinen gewissermaßen als historisch gewachsene und insofern etablierte Rubriken für diejenigen Bücher, die nicht theologisch sind. Die Differenz zwischen den *Theologica* und »dem Rest« ist konstitutiv für die gesamte Büchersammlung. Es gab ein theologisches Interesse, an dessen Rand alle anderen Bereiche liegen. Dieses Interesse war nicht nur das von August,[30] sondern auch das seiner Zeit, in der die meisten Studenten die theologische Fakultät besuchten und theologische

29 Vgl. U. J. Schneider, »Der Ort der Bücher in der Bibliothek. Am Beispiel von Augusts Wolfenbütteler Büchersammlung«, in: *Buch und Bibliothek als Wissensräume*, hg. v. Ursula Rautenberg und U. J. Schneider, erscheint ca. 2004.

30 Vgl. Jörg Jochen Berns, »Herzog August – Frömmigkeit und kirchliche Tradition«, in: *Sammler – Fürst – Gelehrter. Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg 1579-1666*. Katalog der Niedersächsischen Landesausstellung in Wolfenbüttel 1979, S. 343-378, bes. S. 350 f.

Tätigkeiten ausübten. Für einen Protestanten wie August war jenseits der systematischen Relevanz des Fachs auch ein historisches Interesse für die Geschichte der Reformation und die Lehre Luthers bzw. für das Luthertum in der jüngeren Vergangenheit von Bedeutung.

Wie wenig trennscharf die Rubrikengliederung bei August war, zeigt auch eine andere, ebenfalls sehr große Gruppe, der *Quodlibetica*. Deren Stärke – mit 25 000 Titeln die zweitgrößte Rubrik – ist ein guter Beweis für den vornehmlich pragmatischen Sinn der Rubrifizierung, denn die hier aufgenommenen Bände enthalten verschieden zuzuordnende Einzelschriften und darüber hinaus Randgebiete des Wissens, die August nicht mit eigenen Rubriken bedienen wollte.[31] So fungierte nach der Theologie als zweitgrößte Rubrik die Gruppe derjenigen Bücher, die außerhalb jeder Sachgruppe liegen: *Quodlibetica* bilden eine Heterotopie, sie repräsentieren den Einschluß des Ausgeschlossenen, einen inneren Rand der Wissensordnung, eine Grauzone der Definition – und doch kein systematisches *skandalon*. Ganz allgemein zeigt die Praxis, Sammelbände zu bilden, daß eine saubere sachliche Trennung nicht erstes Ziel der Bibliothek war. Es ging nicht um die Demonstration einer Ordnung, es ging um plausible Sortierung.

Statt vom 18. und 19. Jahrhundert her die grobe Gliederung bei August zu bedauern, kann man umgekehrt deren implizite Behauptung, daß alle Bücher einen einzigen Text bilden, anerkennen. Offensichtlich wird diese These an der allgemeinen und sachlich wenig diskriminatorischen Erwerbung (alle Schriften sind interessant), aber auch an der engen Aufstellung nach Größe und ihrer Beschriftung auf dem Rücken (alle Bücher bilden ein Buch) und eben zuletzt an der »lockeren« Verwaltung der Rubrikenordnung (alle Wissensgebiete sind benachbart und verwandt). Die Operation der Aufstellung verbindet sich problemlos mit der Repräsentation eines bibliothekarischen Kontinuums, eines einheitlichen Wissenshorizontes aus Schrift.[32]

31 Zum Inhalt der Rubriken vgl. Maria von Katte, »Die Bibliotheca Augusta. Gestalt und Ursprung«, in: *Sammler – Fürst – Gelehrter*, a.a.O., S. 292 f.

32 In seinem Testament verfügte August, die Bibliothek solle »in einem Corpore unverücket bey einander« und am Ort verbleiben; vgl. Yorck-Alexander Haase, »Die Geschichte der Herzog August Bibliothek in sechs Stationen dargestellt«, in: *Wolfenbütteler Beiträge* 2 (1973), S. 17-42, S. 27.

4. Bibliothek und Wissensgeschichte

Im Europa der Frühen Neuzeit steht die Bibliothek zwischen Realität und Imagination: sie ist Ausdruck und Grenze des Wissens, sichtbarer gegliederter Körper und Verdeckung lesbarer Bezüge. Sie steht als Archiv des Wissens in der Geschichte von intellektueller Produktion und Reproduktion wie eine Institution der Bewahrung und Vermittlung, zugleich schwankend durch heterogene Sinngebungen. Wir möchten sie gerne begreifen und sagen, daß die Umordnungen der Bibliothek die Schwellen von Wissensordnungen markieren. Wir bauen unser geschichtliches Verständnis auf, indem wir die Absichten der Bibliothekare mit einbeziehen. Durch Einsicht in den alten Verstand der Sache wollen wir das Wissen zum Schema machen und die Bibliothek als einen Metagedanken durchschauen. In solchem Begreifen der Bibliothek etwa des 17. Jahrhunderts historisieren wir uns selber, transponieren unsere Imagination in höhere Stufen der Künstlichkeit und weihen uns selbst ein: nicht vollständig freilich, aber ansatzweise hätten wir wohl in diesem Sinne selbst Bibliothekar sein können.

Der historische Hinweis auf die *Bibliotheca Augusta* führt aus solchen verstehenden Bibliotheksgeschichten hinaus, er macht uns vor dem Denkmal einer barocken Großtat ohnegleichen staunend und in vielfältiger Hinsicht unwissend. Alle Versuche, Vorgänger oder Analoga zu finden, bestätigen diese Bibliothek als *monstrum*, als einzigartiges Unternehmen oder Gebilde, das wohl zeitgenössische Pläne und Programme inkorporiert, in ihrer Körperlichkeit jedoch alle Absichten übersteigt. Der Herzog sammelt, bindet und ordnet, aber er tut dies gewissermaßen stumm, ohne Auskunft.[33] Er hat in seine Bücherwände intellektuell und ökonomisch investiert, nicht an ihrer Definition gearbeitet. »Der strenge Sinn für Ordnung«, der für Otto von Heinemann, Bibliothekar in Wolfenbüttel am Ende des 19. Jahrhunderts, »das erste und nothwendigste Erforderniß eines guten Bibliothekars« darstellt, »weil sich ohne ihn eine Büchersammlung, abgesehen von den dabei ergebenden unvermeidlichen Verlusten, in ein unentwirrbares und daher unbrauchbares Chaos verkehren muß«,[34] dieser strenge Sinn für Ordnung war im 17. Jahrhundert so nicht gängig.

33 Vgl. Werner Arnold, »Libraries in the Seventeenth Century«, in: *A Treasure House of Books*, S. 43-52.

Schon kurze Zeit später aber haben die Benutzer Einzug in Wolfenbüttel gehalten, und mit ihnen das Bedürfnis nach vollständiger und gewissermaßen schematischer Ordnung, mindestens aber nach geordneter Zugänglichkeit. Die Besucher der berühmten Bibliotheksrotunde (in Funktion 1723-1887) waren seit dem 18. Jahrhundert die Gebildeten Europas; sie reisten an und lasen ein wenig, dann reisten sie weiter. Casanova hat im Jahre 1764 acht Tage in der Wolfenbütteler Bibliothek verbracht, die er in seinen Erinnerungen als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet.[35] Lesende Bibliothekare wie Lessing haben die Bibliothek als Tresor verstanden und intelligent geplündert:[36] Seitdem sind Erwartungen und Anforderungen an die Bibliothek nicht weniger geworden.

So mußte das 17. Jahrhundert lange Zeit enttäuschen. August hat das Klassifikationssystem als Kommunikationssystem umgesetzt, seine Bibliothek war für ihn selbst ein Instrument der Verständigung und kein Mittel der Durchsetzung sachlicher Rubrikentrennung. Das ist erst neuerdings wieder als bibliothekarische Leistung gewürdigt worden.[37] Wie sich auch die Einsicht verbreitet, Bibliotheken seien zunächst und vor allem etwas Praktisches. Schon 1602 definierte Justus Lipsius die Bibliothek als etwas, das Ort, Regal und Büchersammlung zugleich bezeichnet,[38] und traf damit einen mehrfachen Sinn, der sich in Wolfenbüttel bestätigen läßt.

Wenn wir uns mit Foucault dem Phänomen der Wissensgeschichte nähern, darf nicht einfach davon ausgegangen werden, daß wir die alten Regale problemlos lesbar machen könnten. Die Bi-

34 Friederich Karl Otto von Heinemann, *Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Büchersammlungen*, Wolfenbüttel, 2. Aufl. 1894, S. 167.

35 Giacomo Casanova, *Erinnerungen*, Bd. 10, München und Leipzig 1908, S. 315 f.

36 Bernd Reifenberg, *Lessing und die Bibliothek*, Wolfenbüttel 1995 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 23).

37 Vgl. Norbert Henrichs, »Gegenstandstheoretische Grundlagen der Bibliotheksklassifikation?«, in: *Studien zur Klassifikation*, Bd. 4, hg. v. Ingetraut u. Wolfgang Dahlberg, Frankfurt am Main 1979, S. 127-141, bes. S. 131.

38 Justus Lipsius, *De bibliothecis syntagma*, 1602, zitiert von Paul Nelles, »Juste Lipse et Alexandrie. Les origines antiquaires de l'histoire des bibliothèques«, in: *Le pouvoir des bibliothèques. La mémoire des livres en occident*, hg. v. Marc Baratin und Christian Jacob, Paris 1996, S. 224-242, S. 234.

bliothek ist schon als Dokument ihrer Zeit nur schwer entschlüsselbar. Darüber hinaus ihren monumentalen Charakter ernst zu nehmen – nicht im ästhetischen Sinn eines Gefallens am Ganzen, sondern im kritischen Sinn der Anerkennung immanenter Beweglichkeit und deren Grenzen – ist eine noch größere Herausforderung.[39] Herzog August hatte nur einen pragmatischen Plan der Anschaffung und Aufstellung, keine wissenschaftliche Konzeption. Seine Ordnungen – im Raum, im Regal, am Buch und im Katalog – sind anschaulich und nachvollziehbar, benötigen aber komplexe Verweisungssysteme, um überhaupt aufschlußreich sein zu können. Es sind Ordnungen in Widerspruch zueinander, mit Interferenzen, ohne Überschneidungsbereich: heterogene Beziehungssysteme, die besser in der Wirkung studiert werden können als aus ihrer Entstehung, besser in ihrer Auswirkung als in ihrer Anlage.

Wenn vom Bacon-Projekt selbstgewisser Ordnungsmacht das Projektive abgeschnitten wird, bleibt das Effektive, wie ein Bodensatz. Foucaults Rede vom »Archiv« oder vom »Dispositiv« meint im Zusammenhang seiner wissensgeschichtlichen und diskursanalytischen Studien ein Gewußtes und Gesagtes, das ununterscheidbar ist vom Wissen und vom Aussagen, ein unauflösliches, unhintergehbares Monument seiner selbst. Foucault setzt die Wissensordnung nicht als geheime Kraft hinter dem Geschehen, sondern erkennt sie als Kunst im Geschehen, als Künstlichkeit der Ordnung selbst, der allerdings keine irgendwie geartete Natürlichkeit gegenübersteht. Ordnen wird nicht als Manipulation des Unordentlichen erkennbar, sondern erscheint als Ereignis des Zusammenhangs, in der Lesbarkeit eines Aufbaus, im Nachvollzug einer auch räumlich arrangierten, topographisch ausgelegten oder sonstwie sinnfällig arrangierten Einrichtung – wie etwa einer Bibliothek.

39 Foucault hat mit dem Ausdruck »Bibliothek« einmal das Universum des bereits Gesprochenen bezeichnet, das »den Raum der Sprache« bestimme, und in diesem Zusammenhang, der für ihn letztlich der Zusammenhang von Literatur und Sprache ist, auch die Frage erörtert: »Wenn man ein Buch schreibt, das alle anderen Bücher erzählt, ist es dann selbst ein Buch oder nicht?«, Michel Foucault, »Die Sprache, unendlich« [1963], in: *Dits et Ecrits. Schriften*, Bd. I, a.a.O., Nr. 14, S. 342-356, hier: S. 356.

Foucaults Ausgangspunkt ist immer das Heute gewesen, insbesondere in Hinsicht auf seine historischen Arbeiten, und dieses Heute war immer bestimmt durch ästhetische Erfahrungen. Ebendarin trifft er sich mit Adorno, dessen *Ästhetische Theorie* für die Diskussion bestimmend war. Nach dessen Tod 1969 hat sich dieses Band zwischen ästhetischer Erfahrung und theoretischer Arbeit mehr und mehr aufgelöst. Mit Foucault und in der Perspektive seiner Arbeiten zur Kunst läßt es sich neu und anders verknüpfen. Der Band, der die verschiedenen Bereiche der Auseinandersetzung Foucaults mit den Künsten erkundet, enthält Originalbeiträge u. a. von Daniel Defert, Thierry de Duve, Wolfgang Ernst, Wilhelm Schmid und Ulrich Raulff.

Foucault und die Künste

herausgegeben im Auftrag
des Zentrums für
Kunst und Medientechnologie (ZKM)
von Peter Gente

Suhrkamp

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie
http://dnb.ddb.de

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1667
Erste Auflage 2004
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
ISBN 3-518-29267-6

1 2 3 4 5 6 - 09 08 07 06 05 04

Inhalt

Vorwort 7

Ulrich Raulff
Der Souverän des Sichtbaren
Foucault und die Künste – eine Tour d'horizon 9

Judith Revel
Vertikales Denken: eine Ethik der Differenz 23

Alessandro Fontana
Das Paradox des Philosophen 43

Daniel Defert
Sehen und Sprechen, für Foucault 58

Thierry de Duve
Ah! Manet ...
(Wie hat Manet *Un Bar aux Folies-Bergère* aufgebaut?) 78

Michael Glasmeier
Drei Denker-Künstler: Magritte, Foucault, Broodthaers ... 98

Arne Klawitter
Von der Ontologie der Sprache zur Diskursanalyse
moderner Literatur 122

Peter Weibel
Die Diskurse von Kunst und Macht: Foucault 141

Walter Seitter
Kriegskunst, Friedenskunst.
Eine Problematik in Foucaults *Geschichtskunst* 148

Thomas Lemke
Räume der Regierung: Kunst und Kritik
der Menschenführung 162

Wilhelm Schmid
Aus dem Leben ein Kunstwerk machen
Versuch über Kunst und Lebenskunst,
ausgehend von Foucault 181

René de Ceccatty
Homosexuelle Freundschaft als Schöpferkraft
und Lebensweise 203

Pravu Mazumdar
Repräsentation und Aura: Zur Geburt des modernen Bildes
bei Foucault und Benjamin 220

Wolfgang Ernst
Das Gesetz des Sagbaren. Foucault und die Medien 238

Tom Lamberty
Heterotop[olog]ie: In: Out 260

Bernd Stiegler
Michel Foucault und die Fotografie 277

Andreas Hiepko
Das Negativ eines Werkes. Die Übersetzungen Foucaults ... 298

Ulrich Johannes Schneider
Ordnung als Schema und als Operation
Die Bibliothek Herzog Augusts 315